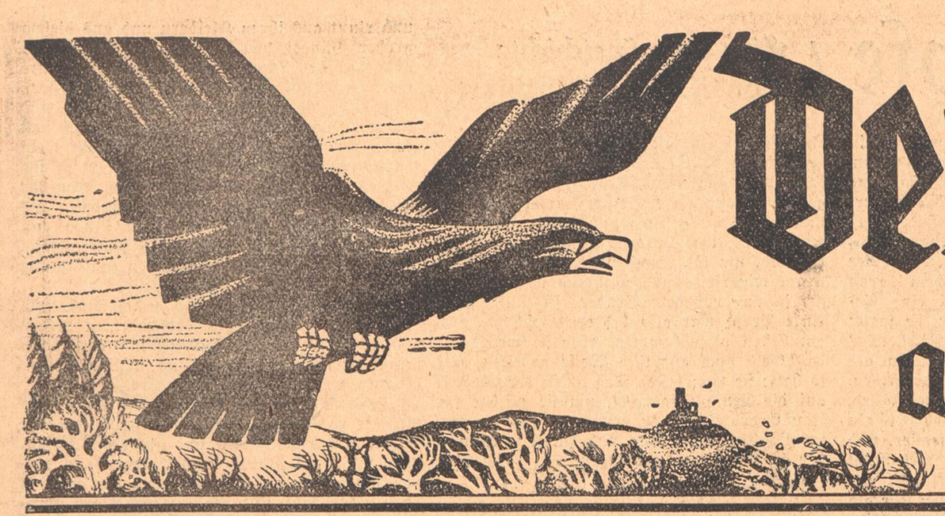
Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1934

20 (20.5.1934)

Visual Library



Der Führer am Sonntag

Folge 20 – Jahrgang 1934 | Wochenbeilage des „Führer" | Sonntag, 20. Mai 1934

Pfingst Legende

Von

Richard Euringer

Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Aber auch der Mensch war bei Gott, denn er lebte in seinem Herzen. Da er sich aber zur Erde sehnte, so schenkte ihm Gott die Erde. Ein Wort aber gab er ihm mit hinunter auf die Erde, damit es bei ihm bleibe und Gott auf Erden sei; das Wort hieß: Liebe.

Auf der Erde fand der Mensch das Leben und den Tod. Er liebte das Leben, haßte den Tod, und fühlte sich einsam. Ja, es dauerte nicht lange, so sehnte er sich zurück ins Paradies der Himmel.

Da neigte sich Gott hernieder zu ihm und sprach: „Du hast die Erde erwählt, so sollst du bleiben auf Erden. Doch will ich eine Leiter bauen aus deinem Fleisch von der Erde bis in den Himmel. Darauf sollen dich auf und nieder tragen Leben und Tod. Auch sollst du nicht sterben, wenn du gestorben bist, sondern bleiben durch das Wort, das ich dir mitgegeben. Tausend Geschlechter will ich zeugen aus deinem Geschlecht, daß eins das andre auf der Schulter trage, bis die Leiter zum Himmel reicht."

So wurden viele Menschen aus dem einen, dem Gott das Wort gegeben hatte: Liebe. Und da sie sahen, wie viele ihrer waren, freuten sie sich, und sprachen die einen: „Unser sind viel! Viele Hände sind unser und viele Füße. Wenn wir alle zusammen hülfen, das gäbe wohl einen Turm, der bis zum Himmel reicht!"

„Was wollt ihr im Himmel?" fragten die anderen, „sind unser nun nicht genug, daß wir nicht mehr einsam sind auf Erden?"

Da antworteten die Dritten: „Laßt uns trotzdem den Turm erbauen, daß wir sehen, was wir vermögen! Auf daß er ein Denkmal sei, daß wir zusammengehören!"

„Haben wir nicht das Wort: Liebe? Wozu den Bau?" fragten die Fünften.

„Wer kann ein Wort sehen, daß es ein Denkmal sei? Wir aber wollen ein Denkmal türmen, das alle sehen!"

Viele aber warnten und schüttelten den Kopf. Und da sie den Bau begannen, wollten die einen nicht Ziegel streichen, die anderen sie nicht tragen. Die Dritten sagten: „Sollten wir nicht eine Leiter bauen, die keiner sieht? Nun aber bauen sie den Turm!"

Die Vierten sagten: „Mögen sie doch bauen! Kommt, laßt uns ziehen! Ist die Erde nicht weit? Sind unser nicht genug, daß wir nicht einsam sind in anderem Lande?" Und sie zogen davon. Die einen zogen nach Westen, die anderen nach Osten. Und als der Turm anstieg und die Arbeit anfing, zu drücken, murrten wieder andere gegen die Aufseher und sagten: „Warum tuen sie nichts?" Die Aufseher aber klagten bei den Meistern und die Meister beim Bauherrn. Der Bauherr aber drückte die Meister, die Meister die Aufseher, die Aufseher drückten das Volk. Da schrie das Volk: „Wer hat euch zu Aufsehern bestellt? Zu Meistern? Zu Bauherren? Sollen wir schwitzen, damit ihr über unseren Köpfen wohnen könnt!?" Niemand aber wußte Rat gegen das Volk, das so rief, denn sie hatten das Wort vergessen, das sie zu ihren Aemtern bestellt. So kamen sie überein und schlossen sich zusammen, das Volk noch mehr zu drücken, damit der Turm gedeihe. Das Volk aber wußte nicht Rat gegen die Bedrücker; denn es hatte das Wort vergessen, das allen hätte raten können. So schloß es sich zusammen gegen die Herren und sprach: „Laßt uns ein Ende machen! Wozu der Bau?" Und sie rissen nieder, jeder, was er gebaut, ja, sie erhoben Steine gegeneinander und schlugen zu Tode jeden, der sich widersetzte. Der Turm zerfiel, das Volk zerfiel, nach Norden flohen die einen, nach Süden stoben die anderen. Die aber nicht flüchten konnten, wurden zu Knechten gemacht derer, die sie schlugen; denn keiner erinnerte sich des Wortes, das zerfallen war, ehe der Turm zerfiel, des Wortes, das allen hätte raten können: Liebe.

Ja, je weiter sie sich zerstreuten auf der Erde, um so weniger blieb ihnen die Erinnerung, daß sie eines Stammes seien und eines Blutes. Sie fielen übereinander her, wo sie sich trafen, raubten sich Vieh und Besitz und schlugen sich tot. Ja, sie vergassen auch das letzte, das ihnen gemeinsam gewesen, den Laut ihrer Zunge, so daß keiner den anderen verstand.

Gott aber, der dem Menschen die Verheißung gegeben hatte, er werde eine Leiter bauen aus seinem Fleisch von der Erde bis in den Himmel, erbarmte sich. Und schickte ihnen das Wort. Das Wort hieß: Liebe. Und schickte ihnen den Geist. Der Geist hieß: Liebe. Es war aber das Wort und der Geist, durch die er die Welt geschaffen, den Menschen, die Erde und den Himmel.

Und da der Geist ausgegossen ward über die Welt, da sahen sich die Menschen ins Gesicht und erkannten sich wieder. Da sprachen sie Worte, und jeder verstand des anderen Wort. Da reichten sie sich die Hände und waren wieder ein Volk. Waren wieder ein Stamm und waren wieder ein Mensch in tausend Menschen.

Ja, sie gelobten sich, die Leiter zu bauen, die keiner sieht, und die sie doch alle emporträgt, einen über den anderen von der Erde hinauf durch tausend Geschlechter. Daß keiner sterbe, und wenn er gleich gestorben ist, daß einer den anderen trage auf seiner Schulter. Daß der Arbeiter Arbeiter sei aus Liebe. Daß der Aufseher Aufseher sei aus Liebe. Daß der Meister Meister sei aus Liebe. Wie der Bauherr Bauherr aus Liebe gewesen sei, weil er die Liebe ist. Laßt uns das doch nicht wieder vergessen!

W. Hasemann: Vor der Wallfahrtskirche
Nach einem Gemälde in der Karlsruher Gemäldegalerie

Pfingst Wunder

Von

Friedrich Schulze-Maizier

„Es hörte ein jeglicher, daß sie mit seiner Sprache redeten."

Apostelgeschichte, Kap. 2, Vers 6.

Zu den am tiefsten beklemmenden Erscheinungen der Nachkriegszeit gehörte eine chaotische Verwirrung so ziemlich sämtlicher Kulturbegriffe. Die Katastrophe vom Turmbau zu Babel schien zum zweiten Male eingetreten zu sein; ob im Politischen oder Religiösen, ob im Moralischen oder Künstlerischen, — von ziemlich spärlichen Ausnahmefällen abgesehen hatten auch die ehrlich um Klärung Bemühten immer wieder das peinliche Erlebnis, trotz manchen Verständigungswillens diabolisch aneinander vorbeizureden. Teilnehmer der großen internationalen Konferenzen berichten, wie arg eine wirkliche Verständigung von Volk zu Volk schon durch die Verschiedenheit der Sprachen erschwert wird. Daß aber in ein und demselben Volke trotz gemeinsamer Muttersprache mehrere „Sprachen" gesprochen wurden, daß der einen Klasse von Volksgenossen die Begriffswelt der andern fremd wie Chaldäisch zu werden drohte, dieses Unheimliche haben wir Deutschen bis auf die Neige auskosten müssen. Trotz allen Geredes von Volksgemeinschaft war es tatsächlich tausendfach dahin gekommen, daß der Deutsche den Deutschen einfach nicht mehr verstand; und zwar nicht etwa in dieser oder jener Nebenfrage, sondern gerade in den elementaren Angelegenheiten des staatlich-völkischen Gesamtlebens, über die es in einem gesunden Volksorganismus keine grundsätzlichen Differenzen geben darf.

Können wir von dieser lang und schmerzlich empfundenen innerdeutschen Sprachverwirrung aus nicht besonders gut ermessen, welche Begnadung eigentlich jenes Pfingstwunder bedeutet, von welchem das zweite Kapitel der Apostelgeschichte berichtet?

Das ganze bunte Völkergemisch, das am Pfingsttage zu Jerusalem versammelt ist, — sie alle erleben die gewaltige Erschütterung des Pfingstwunders, als die vom Geist getriebenen Apostel zu predigen beginnen: „Es hörte ein jeglicher, daß sie mit seiner Sprache redeten". Vom Alpdruck wechselseitiger Befremdung erlöst zu sein, verstehen können und verstanden zu werden, einer Stimme zu begegnen, die uns das unausgesprochene Wort unserer innersten Sehnsucht vom Munde nimmt, nach all der Zerrissenheit und Verkrampfung dieser zerwühlten Jahre endlich einmal aufleben zu können im Geist liebe- und glaubenserfüllter Gemeinschaft — wer dieses Verlangen kennt (brennt es heute nicht in Millionen?) —, kann begreifen, warum der Geist des Pfingsttages

ein „Tröster" genannt wird, warum dieser Geist der Einmütigkeit, der Glaubenseinigkeit ein stärkender Geist ist.

*

„Und als der Tag der Pfingsten erfüllet war, waren sie alle einmütig beieinander." Die neue deutsche Volksgemeinschaft, für die wir zu wirken streben, muß, wenn sie echt, wenn sie von innen her gefestigt sein soll, einen Funken solchen pfingstlichen Geistes in sich tragen. Aber wir sollten uns darüber klar sein, daß wahre Gemeinschaft (das Gegenteil von Gruppenegoismus und flachem Kollektivismus!) eigentlich etwas sehr Seltenes und Kostbares ist, fast eine Ausnahme, ja ein Wunder — ein Pfingstwunder! Das Gemeinschaftswunder wirklicher Volksgemeinschaft kann nicht erzwungen, es kann höchstens vorbereitet werden. Mit Gewißheit können wir vielleicht nur sagen, unter welchen Bedingungen jenes Pfingsterlebnis nicht eintritt. Es wird bestimmt nicht eintreten, wenn wir dem Erbübel deutscher Zanksucht, Krittelei und Nörgelei die endlich einmal gestrafften Zügel wieder schießen lassen.

*

Es ist das Fest des Geistes, das wir heute begehen. Das Wort Geist ist in unserer Epoche freilich vielfach bedenklich in Verruf gekommen. Wir werden gut tun, uns daran zu erinnern, daß die sehr berechtigte, sehr erfreuliche Feindschaft gegen den rationalistisch entarteten, akademistisch verwässerten, steril abstrakten, blut- und substanzlosen, entleerten Geist nie und nimmer zur Geistfeindschaft werden darf; denn das wäre der törichtste aller Kurzschlüsse und ließe uns nur vom Regen in die Traufe kommen. Sondern eine neue Begegnung von Geist und Leben, von Idealität und Realität, das ist es, was uns nottut. Welches Volk aber wäre kraft seiner Vergangenheit, kraft seiner Wesensanlage besser für diese Leistung disponiert als das deutsche? Dieses Volk, in dem neben innniger Religiosität und höchster Geistigkeit so viel gesunde Tatkraft steckt, so viel zäher Wirklichkeitswille, es muß und wird der Welt beweisen, daß es weder das Volk der wunderlichen Ideologen noch das der unberechenbaren Barbaren ist, zu dem man es immer wieder stempeln will, sondern daß all das, was uns den anderen widerspruchsvoll und unheimlich erscheinen läßt, vielleicht nur Geburtswehen sind, Zuckungen eines tief aufgewühlten Innersten, das noch schwer um seine endliche Gestaltung ringt.

*

Der letzte, weiteste Sinn der nationalen Erneuerungsbewegung, die heute durch so viele Länder Europas geht, kann nur der sein: Eine klare Artikulierung der verschiedenen Volkstümer zu bewirken, um gerade von ihr aus zu einem neuen Zusammenhang zu kommen, der reiner, ehrlicher und kräftiger sein wird als die fragwürdige Solidarität eines angeblichen „Völkerbundes", der unter der Maske des Internationalismus imperialistische Aufrüstungen der Sieger und brutale Auspowerung der Besiegten ermöglichte.

Ob innen- oder außenpolitisch gesehen: Das ebenso schlichte wie fruchtbare Wort der Bergpredigt: „Alles nun, das ihr wollet, daß euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen auch" ist nie aktueller gewesen als heute. Jeder Sozialismus, der sich an der ewigen Forderung dieses Wortes vorbeischleicht, bleibt flach und wird gewiß nie ein deutscher Sozialismus werden können.

Wird wahre Volksgemeinschaft, wahrer Durchbruch des Sozialen nicht immer etwas Pfingstliches haben? Vielleicht gibt es auch heute noch keinen lebendigeren Ausdruck für die Idee eines von innen her durchseelten, gemeinschaftswilligen, gemeinschaftsfähigen Volksorganismus als das Wort des Neuen Testamentes: „Es sind mancherlei Gaben; aber es ist ein Geist. Und es sind mancherlei Aemter; aber es ist Ein Herr. Und es sind mancherlei Kräfte; aber es ist Ein Gott, der da wirket alles in allem."

Dickköpfe / Eine Pfingstgeschichte

Von A. Artur Kuhnert

Also mit der alten Anke Peerd war es ein Elend, das muß zuerst einmal gesagt werden. Sie trank, sie trank am hellen lichten Tag, und am Abend trank sie auch noch, und dabei erzählte sie von nichts als von Jan Evers Hof, auf dem alle Freundlichkeit aufgehört hatte, seit der alte Jan Evers gestorben war. Aber das war es gerade, daß sie trotzdem davon redete. Sie erzählte zum Beispiel eine Geschichte, die gar nicht dahin gehörte, sie sagte: „Nicht wahr, das ist doch noch ein Recht, wie? Ein wunderbares Recht! Es bestand schon, als eure Ahnen mit der letzten Bitte verschieden, daß ihr Urenkel, ihr siebtes und achtes Glied, mir jetzt ein Gläschen ausgeben möchtet, ein Recht, sage ich . . ." So ging es weiter, und zuletzt kam heraus, daß sie kein anderes Recht meinte, als jenes vom ersten Eintritt ins Haus, jene Bestimmung, daß der Sohn, der als erster nach dem Tode des Vaters den Hof beträte und die Gäste zur Leichenfeier willkommen hieße, von dann an auch den Hof übernehmen müßte, während der zweite das Boot und die Fischerei weiterzuführen hätte. — Wenn die alte Anke soweit gekommen war, wurde man schon mißtrauisch und hieß sie still sein, wenn sie etwa doch wieder auf Jan Evers Söhne hinauswollte, aber meistens war es dann schon zu spät, und sie war schon bei der Geschichte von Jan Evers Leichenfeier und Jan Evers hinterbliebenen Söhnen Klaus und Paule angekommen, mit denen keiner mehr etwas zu tun haben wollte.

Es war aber auch wirklich eine sonderbare Sache mit diesen beiden Männern. Da waren sie nun immer freundich gewesen und mit dem Augenblick, an dem sie den Hof geerbt hatten, waren sie geradezu ins Gegenteil verwandelt worden. Schon gleich nach der Beerdigung hatte es sich gezeigt, Klaus hätte als der ältere zuerst in das Haus eintreten müssen, um die Gäste zur Leichenfeier willkommen zu heißen, aber Paule, der jüngere, hatte es ihm verwehrt, er hatte als erster gehen wollen, und da hatte es einen Streit gegeben, der damit zu Ende gegangen war, daß die Gäste das Ganze als Geiz aufgefaßt hatten und wütend abgezogen waren, während Klaus in der Scheune und Paule im Stall über Nacht bleiben mußten. Sie wären wohl nie in das Haus hineingekommen, wenn nicht Anke Peerd zwei Fenster eingeschlagen hätte, um die beiden Männer dann aufzufordern, auf diese Weise zugleich ins Haus einzusteigen. So war also diese Geschichte. Sie war für alle Teile gleich übel: für die Brüder, weil sie sich nun feindlich waren und weil alle Leute im Dorf, weil sie nun einen Hof zur Gemeinde rechnen mußten, der häßlich anzusehen war, und für Anke Peerd — ach, für Anke Peerd war es eine Sache für sich. Zuerst hatte sich Klaus wütend aufgespielt, daß Anke die Scheiben zerschlagen hatte, dann war Paule aus Trotz freundlich zu ihr geworden, und als er sie schon als der jüngere nicht gegen den Willen von Klaus hatte halten können, war er doch heimlich zu ihr gekommen, um ihr etwas Geld zuzustecken, und Klaus seinerseits auch, natürlich, denn er hatte sich ja nur vor dem Bruder so aufgespielt. Anke Peerd war also bei der Geschichte noch am besten weggekommen, aber sie wollte für das Geld auch auf ihre Weise arbeiten, und so hatte sie vom ersten Tag an in der Schänke auf die Leute eingeredet, um sie wieder für Jan Evers Söhne zu gewinnen und um womöglich zwischen Klaus und Paule alles wieder in Ordnung zu bringen.

Aber man kann es den Leuten nicht übel nehmen, daß sie sich gegen Anke Peerds Reden verschließen, denn jetzt ist Pfingsfsamstag und noch immer ist Jan Evers Hof nicht gekehrt, und die Stube auch nicht, und in der Küche liegen die Reste von der Grütze und stinken, weil sie Paule nie hatte wegwerfen wollen und auch heute in keiner Weise daran denkt, da es ja Klaus als Freundlichkeit zu Pfingsten oder gar als Nachgiebigkeit auffassen könnte. Nein, es ist an nichts zu merken, daß Pfingsten ist, im Gegenteil, Klaus schleppt mit dem Netz einen Haufen Tang in die Stube und denkt nicht daran, ihn hinauszukehren, schon weil Paule in der Ecke sitzt und Bohnenstangen anspitzt, daß die Späne nur so fliegen. Es ist ein trauriger Samstag, ein Pfingsten, daß Gott erbarm!

Aber da kommt es nun plötzlich, von der Tür her kommt es, und es ist so jämmerlich, daß Klaus und Paule zu gleicher Zeit aufspringen und hingehen, und daß Paule dann als erster die Tür aufreißt.

„Mach die Tür zu — es zieht!" sagt Klaus danach, denn er hat sich als erster gefaßt. Aber das ist nun gerade das Falsche, denn natürlich macht Paule die Tür nun noch weiter auf und holt die Frau, die da draußen steht und schluchzt, herein. Hätte Klaus etwas anderes gesagt, wäre es vielleicht nicht geschehen, und es wäre auch nicht so weitergegangen, wenn jetzt Klaus nicht gesagt hätte: „Ach du lieber Gott!" Kaum hört Paule, daß Klaus so etwas wie Mitleid zeigt, da fängt er seinerseits an, auf die Frau einzureden, daß sie nur hingehen sollte, wo sie hergekommen wäre, denn für Vagabunden wäre hier keine Bleibe, o nein, und für so dreckige erst recht nicht.

Die Frau steht da und zittert in der Nässe des warmen Frühlingsregens, und der Regen rinnt auch über ihr Gesicht, man kann nicht sehen, ob es nicht am Ende lauter Tränen sind, und rinnt aus ihren Kleidern und aus diesem großen Bündel, von dem ein leises Wimmern ausgeht, eben jenes, das schon vor der Türe war. — „Also raus!" schreit Paule trotzdem, obwohl er die Tür bereits geschlossen hat, und starrt die Fremde an, und auch Klaus sagt nicht, daß sie bleiben soll, denn das sähe wohl zu gutmütig aus, aber aus Trotz setzt er sich einfach wieder hin, und da legt die Frau ihr Bündel ab und wickelt ruhig ihr Kindchen aus und legt es an die Brust. „Nur stillen will ich es!" sagte sie dazu, und da bleibt Klaus nichts mehr, als sich umzudrehen, und Paule geht.

Eine Weile ist es ganz still in der Stube und man hört nur draußen den warmen Regen in der Nacht und den guten Wind, aber dann fragt die Frau auf einmal, ob sie nicht bleiben könnte, weil doch Pfingsten wäre.

„Was?" sagt Klaus, „Ach so — Pfingsten!" sagt er und sieht sich um, aber es ist nichts zu sehen, nichts von Paule und nichts von Pfingsten mit seiner Freude und seinem Grün, und da fängt er an, sich zu schämen, daß man so gar nichts sieht, und beginnt auch gleich, Ordnung zu machen und sogar zu kehren, und am Ende bringt er es sogar noch fertig, etwas Sand auf den jetzt blanken Boden auszustreuen, wie es zu solchen Festen üblich ist.

Aber als dann Paule kommt und mit übermäßig schmutzigen Schuhen in der Stube herumgeht, da geht es doch noch einmal los. „Mir Dreck in die gute Stube machen!" schreit Klaus. — „Zigeuner ins Haus holen!" schreit Paule, und sie brüllen, bis die Frau von der Bank her bittet: „Es ist gerade eingeschlafen, seid nicht so laut!" — „Ach du lieber Gott!" sagt Klaus da wieder und ist ganz verlegen geworden, und auch Paule dreht sich schnell herum, und wie er jetzt da weggetreten ist aus seiner Ecke, sieht Klaus, daß er da wahrhaftig einen Pfingstbusch und eine Handvoll Blumen in die Stube getragen hat.

„So?" sagt Klaus da, „einen Pfingstbusch?" und Paule gleich: „Ich werde mir wohl einen holen können, auch drei, auch vier!" noch ein Wort mehr, und es wäre von neuem zwischen ihnen losgegangen, aber da fragt die Frau, ob sie denn nicht ein Leintuch für das Kleine haben könnte, und da sehen sich Klaus und Paule ratlos an, bis sie am Ende beide zur gleichen Zeit den Kragen hochschlagen und zusammen hinausrennen, jeder nach einer anderen Seite zwar, aber jeder auch so schnell, daß sie sich bei Anke Peerd wieder treffen.

Aber es ist nicht so leicht, mit einem Weib wie Anke Peerd fertig zu werden und obwohl Anke sonderbarerweise das richtige Leinen schon zur Hand hat, müssen die beiden Männer gemeinsam auf sie einreden, und müssen ihr sogar eine friedliche Feier, eine mit Pfingstbusch, ja, versprechen, damit sie nur das Leinen gibt und mit kommt zu der Frau.

Drinnen in der Stube auf Jan Evers Hof da blinzeln sich die beiden Frauen zu: ein Blinder könnte jetzt sehen, daß sie unter einer Decke stecken, aber Klaus und Paule sehen es nicht, dies nicht, denn mittlerweile haben sie den Pfingstbusch zurecht gestutzt und ihn mit den Blumen zusammen aufgestellt, und Klaus sieht sich die Sache an und sagt: „Einen solchen Besen und solches Gemüse haben wir wahrhaftig noch nie zu Pfingsten gehabt, da mußt du aber nächstes Jahr ein wenig besser suchen!"

„Dann such du nur mitten in der Nacht bei einem solchen Regen!" brummt Paule, aber es ist nun so, daß die Frauen ganz feierlich da sitzen und daß es in der ganzen Stube so nach frischem Grün, nach der Erde draußen, nach dem Frühling duftet, daß man nicht anders kann, als eines der alten Pfingstlieder zu singen, das vom Maien, der so schön blüht, und Anke Peerd singt für ihren Teil so laut, daß sich der Wind draußen ganz klein macht, fast so laut, als wenn sie betrunken wäre, obwohl sie das doch erst viel später ist.

Sterne über dir / Von J. O. Bringezu

Setze nur getrost den Fuß
weiter auf den dunklen Wegen,
fürchte nicht den trüben Fluß
unter seinen schmalen Stegen
Sterne über dir
sind dein Ziel, dem geh entgegen.

Achte klein der Worte Klang,
eifernd wollen sie betören,
gehst du still den Pfad entlang
werden doch dein Schweigen hören
Sterne über dir
noch aus allzu lauten Chören.

Nur im Stillen wirkt die Zeit
ihre tiefsten Herrlichkeiten,
schweigend halte dich bereit
deine Seele frei zu breiten
Sterne über dir
werden dich zum Ziele leiten.

Deutsches Pfingst-Brauchtum

Von Ludwig Hermann

Pfingsten, „das liebliche Fest", spielt von jeher unter den kirchlichen Festen eine ausgezeichnete Rolle im Leben des deutschen Landvolkes. Das kommt bereits aus vielen mundartlichen Redensarten zum Ausdruck. So wenn die Bauern im Kreise Melsungen sagen:

„Pingesträgen bringet Winnsägen" (Weinsegen)

und im Kreise Alfeld:

„Nasse Pingeste — fette Christtag'!"

Dem Weizen dagegen bekommt nach Ansicht der Obergrenzebacher (Kr. Ziegenhain) der Pfingstregen bedeutend weniger, nämlich:

„Bann's (wenn's) of Pengste räänt (regnet),
verderbt de Wees — ah bann he im Backtrog verderbt!"

„Fette Tage" sind die Pfingsttage nicht, denn zwischen den Ernten pflegen die bäuerlichen Vorräte schmal geworden zu sein, was man in Ostheim (Kr. Hanau) feststellt:

„Zesche (zwischen) Ustern un Pingste
hot der Bauer om wingste (am wenigsten)!"

und in Steinwand (Kr. Gersfeld) meint man:

„Bann mer singe: „Komm, Heil'ger Geist",
do es Fleisch on Wurscht verreist!"

Aber neben diesen Wetter- und Wirtschaftsfeststellungen spielt Pfingsten in der bäuerlichen Gedankenwelt auch sonst seine Rolle. Merkwürdigerweise dienen alle diese Redensarten dazu, etwas auszudrücken, das niemals eintreten wird, eine Unmöglichkeit zu kennzeichnen. So sagt man: „Wenn Ostern und Pfingsten auf einen Tag fallen", oder „auf Ulepingesten", das ist „Eulenpfingsten" (Obervellmar bei Kassel) oder gar „up Oulenpingesten, wenn de Bölzere lammet" (wenn die Kater Junge kriegen), womit man im Waldeckischen auf „Sankt Nimmerleinstag" vertröstet.

Dagegen sagt man von einem jungen Mädchen: „Se bläut wäi e Pingstruse" (blüht wie eine Pfingstrose [Stockheim, Kr. Büdingen]) oder aber von alten Mädchen will man z. B. im Kreis Hofgeismar wissen: „Am Mäken vun Bärzeg un am Appel ümme Pingesten is kenn (kein) Geschmack dranne!"

Alte Bräuche, wie das Schmücken der Pfingstochsen mit bunten Bändern und Kränzen, leben in der Redensart fort: „Där hot sich gebännert (bebändert) wie en Pfengstochse" (Kr. Homberg), sieht aus wie ein Pfingstochse, ist bekränzt wie ein Pfingstochse. „Pfingstochsen" scheint es heutzutage nicht mehr zu geben, aber der pfingstliche Kranz- und Bänderschmuck lebt in vielerlei Ausgestaltungen noch fort.

In Breckenheim, am hinteren Taunus, schenken die Mädchen am Himmelfahrtstage den Jungen bunte Bänder, mit denen die Burschen sich an diesem Tage selber schmücken. So ziehen sie in den Wald. Am frühen Morgen sammeln sie sich am Dorfausgange, um Laub und Blumen für den Pfingstkranz zu holen. Nachmittags kehren sie schwer beladen mit Grün und Blumen ins Dorf zurück, und dort wird unter Gesang und Scherzen in einer Scheune der „Pfingstkranz" gebunden. Ein großer Wagenreif gibt das Gerippe ab, und nun werden all die Bänder, als langwehende Schleifen, mit in den Kranz „eingebunden". Der Kranz wird alsdann in einen kühlen Keller gebracht, wo er bis zum Pfingsttage frisch bleibt.

Beim Kranzbinden wird der „Maiwein" getrunken, der aus etwas Apfelwein, Zucker und Waldmeister, hauptsächlich aber aus „Pingstebornwasser" besteht. Solche Pfingstborne „Pfingstbrunnen" gibt es fast überall in Deutschland. Ein altbekannter befindet sich z. B. in Gaubickelheim in Rheinhessen, von dem eine alte Marktbeschreibung aus dem Jahre 1576, die sich im Staatsarchiv in Würzburg befindet, berichtet:

„Dies ist ein klein Gehölz, genannt „im Setzling", darin ist ein springender Brunn welchen sie nennen den Pfingstbrunn, uf den Tag das hochwürdig Sakrament nach altem löblichen Brauch umb die Gemarkung getragen wurde, wobei der Priester mit dem Sanktissimum den Born segenet."

Vom Pfingstborn in Gaubickelheim wird erzählt, daß in seinem Grunde die kleinen Kinder liegen, und in Steinau (Kr. Hanau) sowie in Frau-Rombach (Kr. Lauterbach) heißen diese Brunnen geradezu „Kinderbrunnen".

In manchen Gegenden wird der Pfingstbaum neben dem Brunnen, aber so, daß man ihn vom Dorf aus sehen, kann, aufgerichtet. In Breckenheim am Taunus holen die Jungen am Pfingstsamstag die größte Tanne aus dem Gemeindewald. Die grüne Baumspitze bleibt am Baum, während die übrigen Aeste und Zweige abgehauen werden. Auf einem vom Bauern geliehenen Fuhrwerk wird der mächtige Stamm geholt und dann, gleichsam zur „Ehrenrunde", durch das Dorf gefahren. Dann wird der am Himmelfahrtstage um einen großen Wagenreif gebundene Pfingstkranz mit den Bändern herausgeholt, in der Baumspitze befestigt, und der fertige Baum so aufgerichtet. Alsdann werden die Brunnen gereinigt und geschmückt. Im mittleren Odenwald z. B. nicht nur der Pfingstborn, sondern alle Brunnen, in Vielbrunn im Odenwald aber werden Pfingstsamstag die Brunnen nur gereinigt, während man eine Schmückung dort nicht vornimmt. Dagegen wird am Pfingstsonntag ein Blumenstrauß in jeden Brunnen geworfen. Das ist der Brautstrauß der altgermanischen

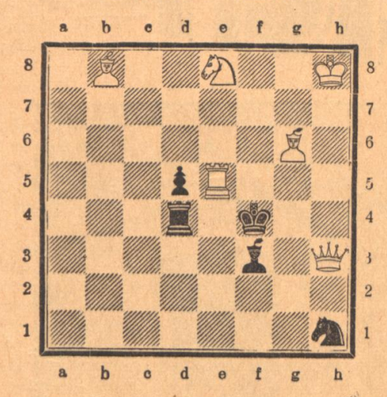
Badisches Schach

Herausgeber Badischer Schachverband im Großdeutschen Schachbund

Folge 20 — 20. Mai 1934.

Problem Nr. 22

K. Hedrich-Hamburg.



Matt in 2 Zügen.

Im Vierstädtekampf in Schwetzingen

gelang den Heidelbergern zum 2. Mal der große Wurf. Es folgen Mannheim, Ludwigshafen und Karlsruhe. Die Kämpfe waren sehr hart, die Ergebnisse äußerst knapp, hat doch die Karlsruher Mannschaft, die ebenso wie Ludwigshafen mit Ersatz antreten mußte, ihre beiden Kämpfe je mit 12:13 Punkten verloren. Nachstehend lassen wir eine instruktive Kurzpartie aus diesem wichtigsten Mannschaftstreffen Badens folgen.

Damengambit

gespielt am 13. 5. 34 in Schwetzingen

Weiß: Münch-Karlsruhe Schwarz: Sotta-Mannheim

1. d2—d4 d7—d5 2. c2—c4 e7—e6
3. Sb1—c3 Sg8—f6 4. Lc1—g5 Sb8—d7
5. Sg1—f3 Lf8—e7 6. Dd1—c2 a7—a6
7. b2—b3 c7—c5 8. e2—e3 c5:d4
9. e3:d4 Le7—b4

Schwarz verliert sehr viel Zeit.

10. Lf1—d3 h7—h6? 11. Lg5—d2 b7—b6
12. 0—0 Lb4:c3? 13. Ld2:c3 Lc8—b7?

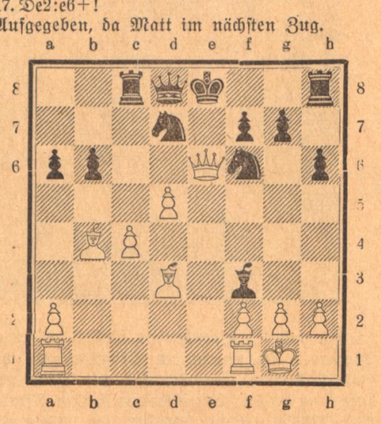
Diese Läuferentwicklung hatte noch Zeit, die Rochade mußte geschehen, jetzt wird der schwarze König in der Mitte festgehalten.

14. Lc3—b4! Ta8—c8 15. Dc2—e2 d5:c4
16. b3:c4 Lb7:f3??

Der letzte Fehler, aber die Stellung ist schon sehr bedenklich. Jetzt folgt ein reizender Schlußzug, der die Kraft der beiden Läufer im hellsten Licht zeigt.

17. De2:e6+!

Aufgegeben, da Matt im nächsten Zug.



Das Stelldichein / Von Hans Friedrich Blunck

Der Student schritt leichtfüßig den Weg zum Hügel hinan. Der erste Mondschein ließ den Kies rot aufglänzen, Nebel lag zwischen den milchweißen Birken und den vornüber geneigten Buchenstämmen.

Oben am Rand des Abhanges sah sich der junge Bursche vorsichtig um, zerrte ein buntes Tuch, das er bei sich trug, unter der Jacke hervor und setzte sich wartend auf eine Bank. Er wollte sich die Pfingstfreude des Urlaubs ein wenig wechselvoller gestalten und wartete auf ein Dorfmädchen. Würde die Augen machen über den schönen Lappen, den er für sie gekauft hatte und den er ihr über die kleinen feisten Schultern legen wollte!

Die Bank war feucht vom Tau, aber der Abend blieb mild und rauschte leise vom strömenden Licht. Von seinem Versteck aus sah der Wartende die Bachniederung ebenmäßig von schweren Nebeln angefüllt, die wie eine Flut gegen die Abhänge rollte. Der Mond stieg höher und färbte die Fläche; zwei dunkle Inseln, mit Bäumen zu Häupten, hoben sich draus hervor. Um sie wehte der Abendwind, fast lautlos lief er von Stamm zu Stamm, ließ mitunter ein schneeiges Blatt aufblinken und verschlummerte wieder im Unterholz. Nacht lag über der Erde und doch leuchtete sie durchsichtig, so daß des Burschen Blick weiter und weiter in die Waldtiefe einsank, in ein helles Dickicht, das sich nach allen Seiten öffnete und mitunter wie vor dunklen Schritten jäh verschloß. Alles bewegte sich und lebte: die Büsche, die halblaut wanderten und den Buchen von Fuß zu Fuß huschten, der Weg, der gekrümmt über die Höhe glänzte und leise klang, und das Mondlicht, das jetzt bis hoch in den Himmel leuchtete und mit den weichen Schatten der Milchstraße verschmolz. Je stiller, er selbst wurde, um so mehr sah der Bursch jeden Wechsel der Bewegung, gleichmäßig, als schlüge das Blut eines weltweiten Gottes, der die Schönheit und Freiheit der Nacht in sich barg.

Das graue Licht des Himmels sank tiefer über die Erde, schien um eine Achse zu strömen und kreiste unhörbar über den Wipfel. Nur die Gestirne klangen leise, und der Wind umfuhr mit weißem Glanz alles Gegenständliche, er durchbebte auch den einsam Wartenden und weckte ihn zur Weite. „Gott", seufzte er leise und schloß die Lider. Seine Gedanken strömten von ihm aus, es war mühsam, sie leiblich zu halten in ihrem Staunen und grenzenlosen Wundern über die Schönheit der Nacht. Demütig wurde der junge Bursch und klein vor all dem rätselhaften Weben und Gestalten des Unfaßlichen. Sein Herz schlug in Ergriffenheit.

Ein kleiner Schritt kam den Weg herauf, voll Verlegenheit stand das Mädchen vor ihm. Und es hätte gar keine Zeit, sagte es gleich. Der Student sprang auf, er begriff nicht, wo er gewesen war, und suchte nach erklärenden Worten. Grenzenlos fremd war er sich in diesem Augenblick, wo er das junge Ding flüchtig näherzog. Er breitete das Tuch aus, aber er wünschte nichts als bald wieder allein zu bleiben. „Sieh's dir an," sagte er, „ich hatte es dir bringen wollen". — Er fühlte den kleinen pochenden Pulsschlag des Danks, war erstaunt über das Lebendige darin, aber es war nach seinem Gefühl nur ein geringer Teil der Herrlichkeit ringsum.

Sie wechselten befangen einige Worte.

„Geh jetzt nur wieder", sagte er dann — „wenn dich jemand sähe!" Das Mädchen wikkelte das Tuch verlegen um die Hände, seufzte erleichtert, küßte ihn noch einmal zärtlich und eilte von dannen.

Der junge Bursche ließ sich auf die Bank zurücksinken, atmete tief, suchte dem Wind zu folgen, der die Nebel kämmte und starrte wieder in das Rätselhafte der Nacht und in das Unendliche des Himmels.

„Gott", fragte er leise und beugte sich vornüber. Aber die Erde strömte in warmen Duft zu ihm hoch. „Du?" Der Wald bebte im Dampf, der sich zwischen die Stämme hing. „Wo bist du?" Die Weite klang von dem unendlichen Licht und widerhallte in seiner Brust, ein Glockenklang von der Höhe zur Tiefe und vom Herz zum Himmel.

Versagt Bogoljubow?

Der Kampf um die Schachweltmeisterschaft zwischen dem Weltmeister Dr. Aljechin und seinem Herausforderer Bogoljubow steht heute 10:6 zugunsten des Titelträgers (+5=10—1). Die weißen Steine wurden zweimal zum Siege geführt — in der 2. und 4. Partie —, die schwarzen Steine dreimal — in der 9., 10. und 11. Partie. Mit Schwarz wurde also ein Sieg mehr erzielt! Ist der Anzug kein Vorteil mehr? Hat die schwarze Magie, die in den letzten Jahrzehnten versucht hat die ganze Schachpartie vom Standpunkt des Nachziehenden aus aufzubauen, — aus diesem Bestreben heraus ist der ganze wissenschaftliche Aufbau des Komplexes der „Indischen Eröffnungen" entstanden — ihr Ziel erreicht? Wohl kaum. Die überraschenden Siege des Schwarzen in drei aufeinanderfolgenden Partien sind weniger durch einen logischen Aufbau der Eröffnung seitens des Schwarzen, als durch eine allzuscharfe oder sorglose Eröffnungsbehandlung des Weißen bedingt. Eine gewisse theoretische Bedeutung hat in dieser Hinsicht nur die 9. Partie, in der Bogoljubow (weiß) schon im 4. Zug eine überscharfe, zu verpflichtende Fortsetzung wählt. Der Weltmeister nützt diesen schwächeren Zug wirklich weltmeisterlich aus; auf einem Fehlzug seines Gegners baut er ein ganzes System auf! Eine wirklich schöpferische Leistung! Und damit sind wir am Kernpunkt unserer kurzen Abhandlung angelangt. Aljechin kämpft diesen Wettkampf mit einer schöpferischen Kraft und vor allem mit einem Vertrauen in dieser Kraft, wie wir es in der Schachgeschichte schon lange nicht mehr erlebt haben. Er sieht einen Weg und geht diesen Weg, er faßt einen Plan und führt diesen Plan unbeirrt aus, mag er auch gewisse Schwächen haben; ja gerade im Ueberwinden dieser oft vorhandenen Schwächen liegt seine ganze Stärke. Mit einer Verbissenheit und restlosen Hingabe an den Kampf kämpft Aljechin. Die ganze Partie hindurch konzentriert er sich bis zur letzten Spannungsgrenze.

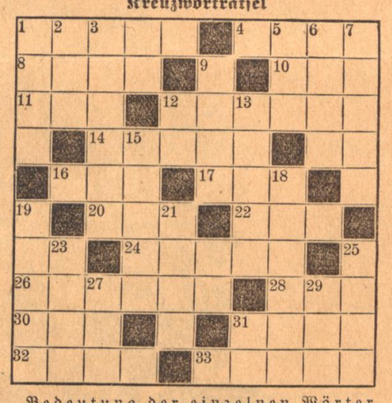
Sitzt er am Brett, so arbeitet er; selbst wenn er einige Minuten das Brett verläßt, so arbeitet er weiter. Durch zielbewußtes intensives Denken kann er das Letzte aus seiner von Natur aus gewaltigen Schachbegabung herausholen. Er ist im Schachspiel ein Genie; aber diese Tatsache allein kann seine wundervollen, stets gleichbleibenden Leistungen auf schachlichem Gebiet nicht restlos erklären. Der nie nachlassende Fleiß, die mit aller Kraft erreichte Vertiefung in die jeweilige Stellung ist die Grundbedingung der Gleichmäßigkeit seiner Erfolge.

Bogoljubow hat das Zeug in sich, einem Weltmeister gefährlich zu werden, wir erinnern nur an seinen gewaltigen Sieg in Moskau im Herbst 1925, wo er vor Lasker und Capablanca, den Vorgängern Aljechins in der Weltmeisterschaft, einen grandiosen Sieg landete. Ein Vorstürmen und Hinwegfegen eines jeden Widerstandes und jeden Willens. Vertrauend auf seine riesige Kombinationskraft hatte er den Mut, alle Brücken rücksichtslos hinter sich abzubrechen und nun anzugreifen, nur vorwärtszugehen. Das war der alte Bogoljubow, ein rücksichtsloser Draufgänger, der kein ängstliches Zurückweichen kannte, ein Optimist, der an sein Können und an die in seiner Partieanlage steckende Kraft felsenfest glaubte und damit, eben mit diesem Optimismus den Sieg an seine Fahnen heftete. Heute ist er auch noch Optimist, aber leider in anderer Art. Sein heutiger Optimismus ist sein größter Fehler geworden. Er baut eine Gewinnstellung auf und gewinnt sie nicht. Mangel an Taktik; Mangel an Technik hören wir sofort. Gewiß, rein äußerlich besehen kann man es so nennen; aber wer von den Schachzünftigen glaubt im Ernst daran, daß ein normaler Bogoljubow nicht jeder Zeit die berüchtigte Abbruchstellung der 8. Partie gewonnen hätte? Eine Stellung, die jeder deutsche Kampfmeister Aljechin abgenommen hätte, remisiert Bogoljubow und verschenkt in einem entscheidenden Stadium des ganzen Wettkampfes einen wertvollen halben Punkt. Die anwesenden Presseleute und Meisterkibitze waren fassungslos. Die schon vorgeschriebenen Schlagzeilen wie: „Bogoljubow holt auf" mußten wieder gestrichen werden. Man suchte nach Gründen und Ursachen und verfiel als eingefleischter Schächer wieder auf den Vorwurf der mangelnden Technik.

Unseres Erachtens ist dieses Versagen tiefer verwurzelt. Zunächst müssen wir der Gerechtigkeit zuliebe feststellen, daß unglückliche äußere Umstände Bogoljubow nicht zu einer gründlichen Analyse der Abbruchstellung kommen ließen; aber auch ohne Vorbereitung hätte der deutsche Großmeister dieses einfache Turmendspiel meistern müssen. Und warum hat er dies nicht getan? Woran liegt die Schuld? Nur an seinem heutigen Optimismus, um nicht Sorglosigkeit zu sagen. Bogoljubow glaubt eine „gewonnene" Stellung müsse sich von allein gewinnen und arbeitet nicht mehr intensiv genug. Ein Fehler, in den sehr viele Schachspieler und Schachkönner verfallen, man unterschätzt die mit der Schwierigkeit der Stellung wachsende Widerstandskraft des kämpferischen Gegners. Aljechin ist solch ein Gegner, der nie resigniert, der bis zum letzten Atemzug kämpft und so manchen halben und ganzen Zähler gerettet hat und das mit Recht. Unser heutiges Schach ist ein Kampfspiel, in dem der Kämpfer immer behaupten wird. Gelingt es Bogoljubow, sein altes Kämpferherz wiederzufinden, sich mit einer gewaltigen Willensanstrengung voll und ganz dem Kampf hinzugeben und sich auch in jede Stellung vollkommen zu vertiefen, so wird er sicherlich seinen großen Gegner noch gefährden können. r. r.

Rätsel-Ecke

Kreuzworträtsel



Bedeutung der einzelnen Wörter.

a) von links nach rechts: 1 russischer Strom, 4 Trinkgefäß, 8 biblische Männergestalt, 10 Bewohner eines Freistaates, 11 Ansehen, 12 Stadt an der Aller, 14 asiatisches Reich, 16 Lebensgemeinschaft, 17 Schweizer Kanton, 20 sommerliche Erfrischung, 22 Wald- und Feldgott, 24 Menschenrasse, 26 Urkunde, 28 Wettvorschlag, 30 Gruß, 31 italienischer Maler, 32 vertonte Poesie, 33 Titelheldin eines Lessingschen Lustspiels;

b) von oben nach unten: 1 Nebenfluß der Donau, 2 japanisches Kleidungsstück, 3 Singvogel, 5 Teil des Auges, 6 Kriegsgott, 7 landwirtschaftliches Gerät, 9 Jahreszeit, 13 Schmetterlingslarve, 15 deutscher Dichter, 18 Schmuckanlage, 19 Himalajastaat, 21 Gewürz, 23 islamischer Richter, 25 Stadt auf den Samoainseln, 27 exotischer Nutzstrauch, 29 Nebenfluß der Donau.

Magisches Quadrat

a a a a a
a a e e g
i i l l m
m n r s s
t t t t t

Die Buchstaben des Quadrates sind so zu ordnen, daß sich waagerecht und senkrecht gleiche Wörter folgender Bedeutung ergeben: 1. Seidenart, 2. Trennungszeichen, 3. Vermächtnis, 4. Geigenbauerfamilie, 5. Stoffart.

Verwandlungsrätsel

Durch sechsmalige Veränderung von je zwei Buchstaben an den mit Kreuz bezeichneten Stellen machen wir aus dem „Apfel" eine „Birne". Die Bedeutung der Zwischenwörter ist angegeben.

A p f e l
† . . . † Gabe,
. † † . . Schlange,
† † . . . Hohlform,
. . . † † Decke,
. . † † . Fluß in Frankreich
B i r n e

Bilderrätsel

Auflösung unserer Rätsel

Kreuzworträtsel: a) 1 Blasebalg, 6 Aue, 7 Pia, 8 Sol, 10 Eisen, 12 Narr, 14 Aare, 16 Wal, 17 Ton, 18 Elen, 20 Ruth, 21 Rotor, 24 Tom, 26 Eck, 27 Ode, 28 Rhabarber; — b) 1 Badenweiler, 2 Lug, 3 Epos, 4 Lid, 5 Gassenhauer, 8 Sir, 9 Lea, 10 Erler, 11 Natur, 13 Aal, 15 Rot, 19 Not, 20 Rom, 22 Toga, 23 Ach, 25 Ade.

Bilderrätsel:

Es singt und jubelt allerwärts / In daseinsfrohem Regen. / Das Pfingstfest streut in jedes Herz / Des Himmels reichen Segen.

Vexierbild

Die Frau des Lesers befindet sich kopfstehend zwischen den beiden Bäumen links. Der Rücken ist an die Bank angelehnt.

Lustige Ecke

Bitte

„Anna, wenn das mit dem Zerschlagen so weiter geht, dann muß ich Ihnen noch kündigen", grollt Frau Antepott.

„Ach Gott, gnä' Frau, geht's denn nicht noch einen Monat? Meine Mutter hat mir nämlich aufgetragen, so lange hierzubleiben, bis ich einen ordentlichen Platz gefunden habe", sagt Anna treuherzig.

Gewissenhaft

„Sehen Sie denn nicht, daß da am Pulverturm ein Mann auf der Bank sitzt und raucht?"

„Ja freilich."

„Das Rauchen an dieser Stelle ist aber doch bei 5 Mark Strafe verboten."

„Die hat er bezahlt."

Der Unterschied

„Wie bist du mit deinem Schwiegersohn zufrieden?"

„Er ist ein sehr netter Mensch, nur kann er nicht Karten spielen."

„Das ist doch kein Fehler."

„Aber er spielt trotzdem."

Landluft in der Stadt

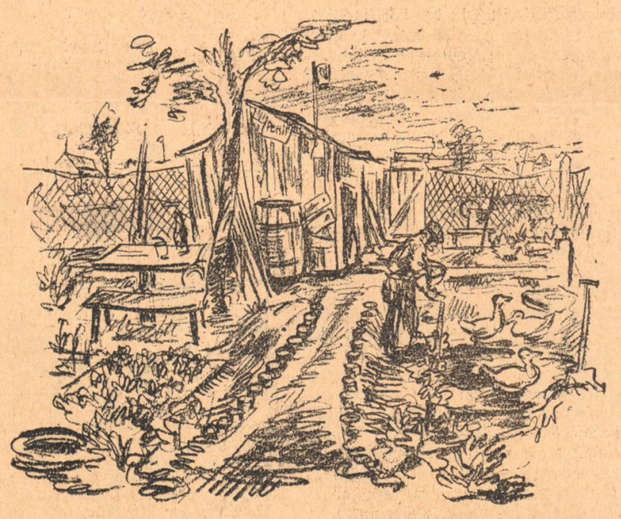
Schrebergärtner, wissen Sie, das ist eigentlich kein Beruf aber auch keine Liebhaberei, das ist so ein Mittelding; es läßt sich auch nicht einfach erlernen. Schrebergärtner ist man eben oder man ist es nicht! — Der solches sagte, war ein Mann in den besten Jahren, mit einem offenen und braungebrannten Gesicht. Sein Beruf war nicht ganz leicht zu erraten, doch tippte ich auf eine Art gehobene Arbeiterstellung und wie sich herausstellte, nicht ganz mit Unrecht. Jetzt jedenfalls, an einem dieser schönen warmen Maiabende, trug er eine weite bräunliche leinene Hose, hatte die Aermel aufgekrempelt und etwas Erde an den Händen. Neben ihm stak eine große Schaufel in der Erde, daneben stand eine halbgeleerte Gießkanne, auch sah man im Hintergrund einen kleinen Hund, der mit gespitzten Ohren vor einem Gartenhäuschen Wache hielt. Es war ein Bild der Arbeit und des Friedens.

Die Schrebergartenbewegung in ihren ersten Anfängen geht zurück auf jene Zeit, da allüberall in den deutschen Städten zum ersten Mal der ungeheure Wert der Landwirtschaft wieder erkannt wurde, auf die Jahre des Krieges. Damals entstanden auf stadteigenem Gelände nahe der Stadt die ersten Anlagen, die man gewissermaßen als eine Art „Landwirtschaftsersatz" ansprechen konnte. Es war ein Notbehelf, der in dieser besonderen Bedeutung nicht allzulange lebendig blieb. Aber wenn auch äußere Form und äußerer Zweck sich mit den Jahren wandelten — der Schrebergarten blieb. Und so haben wir heute im Bereich der Stadtgemeinde Karlsruhe allein über 50 Hektar Schrebergärtengelände auf stadteigenem Grund und daneben noch über ein Dutzend Hektar Domänengelände. Die Gärten in Karlsruhe liegen größtenteils nahe der Stadt oder in ihr selbst, so die Anlagen an der Alb im Südwesten der Stadt, die an der Durlacher Allee beim Meßplatz und die bei Rüppurr. Ganz im Stadtgebiet liegt auch das Schrebergärtengelände der Domäne an der Moltkestraße, während die im ehemaligen Schloßgarten und die am Friedhof nahe genug sind, um von ihren Besitzern unschwer erreicht werden zu können. Dies gerade unterscheidet die Schrebergärten der badischen Landeshauptstadt recht vorteilhaft von denjenigen in anderen Städten: daß sie nach der Tagesarbeit durchaus bequem von ihren Besitzern ohne allzu großen Wegaufwand erreicht werden können. Denn was nützt ein schöner Garten dem Arbeiter, der müde nach Hause kommt und nun noch über eine Stunde Wegs zurückzulegen hat, um in seinem Garten wirken zu können?

Schrebergarten — das Wort hatte lange Zeit einen Beigeschmack der Armseligkeit. Traurige Hütten, aus zusammengeklauten Balken errichtet auf einem halb geschenkten Stück unfruchtbaren Landes, Zufluchtsstätte von Menschen, die kein ordentliches Heim besaßen und daher irgendwie unter freiem Himmel nächtigen mußten — dies etwa waren die Begriffe, die sich im Volksdenken mit dem Begriff Schrebergarten verbanden. Aber die Leute, die aus irgendeinem tiefinneren Bedürfnis heraus damals den Versuch unternahmen, sich einen kleinen Garten inmitten der Stadt gewissermaßen aus dem Nichts heraus zu schaffen, sie ließen sich nicht unterkriegen durch Spott und nicht durch mancherlei Gesetze, die schwere Hemmschuhe bildeten für die junge Siedlungsgemeinschaft. Im Gegenteil, in ihnen erwachte ein Gefühl der Gemeinsamkeit, das ihnen ideell und in der Praxis zu einem unschätzbaren Helfer wurde. Ratschläge von Garten zu Garten, Gemeinschaftsarbeit an größeren Projekten ließen das Band sich fester knüpfen. Es entstand ein Siedler- und Gärtnerbewußtsein, das begründet war auf viel Opferwillen und viel Pionierstolz. Schrebergärtner? Ja, Schrebergärtner!

Betrachten wir das wirtschaftliche Problem. Es hat nicht viel Zweck, mit Zahlen aufzumarschieren, denn die Vorbedingungen sind zu verschieden.

Schon der Pachtsatz ist nicht immer derselbe, noch schwerer aber lassen sich die Kosten veranschlagen, die die Verschiedenheit des Geländes und die vor allem die Wünsche des einzelnen Siedlers mit sich bringen. Der eine ist schon durchaus zufrieden, wenn er auf seinem Grundstück eine kleine Hütte zusammengezimmert hat, die die Geräte birgt und ihm selbst bei unerwartetem Gewitterregen Schutz gewährt, während der andere ein schönes Gartenhaus sich errichtet, worin er und seine Familie geruhsame Wochenstunden verbringen können. Manche wollen einen richtigen Nutzgarten, andere einen Ziergarten. Manche haben viel gartenbauliches Können mitgebracht

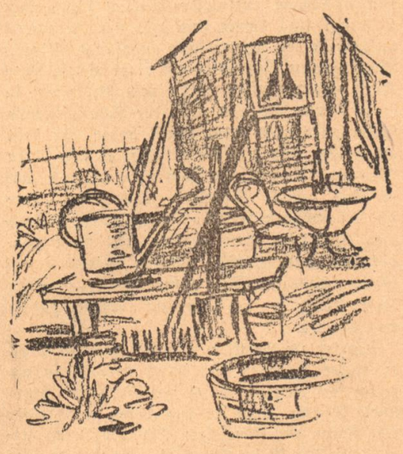


und haben darüber hinaus eine glückliche Hand. Anderen mißlingt mehrmals dies und jenes, bis sie sich bei erfahreneren Nachbarn Rat geholt. Sicher gibt es Grundstücke, die mit ihrem Ertrag gut und gerne eine ganze Familie mit Obst und Gemüsen zu versorgen wissen, die darüber hinaus auch noch das eine oder andere zum Verkauf oder zum Tausch hervorbringen, während andere wieder nur eine kleine Zugabe liefern zum täglichen Bedarf. So spiegelt sich das wirtschaftliche Problem von vielen stark individuellen Seiten und ist kaum theoretisch zu erfassen. Die Praxis allein gibt Antwort auf viele Fragen.

Dies aber ist ja das Wesentliche: die Menschen, die so einen Garten ihr eigen nennen, sind praktisch, müssen praktisch sein und werden stets aufs neue zur Praxis erzogen. Schon rein körperlich. Da steht der Regierungsrat nach Dienstschluß in festen Drillichhosen mit aufgekrempelten Aermeln und schleppt Gießkannen voll lebenspendenden Nasses zu seinen Blumen. Da nimmt der Arbeiter aus der Fabrik Spaten und Schaufel zur Hand und dringt ein in die Geheimnisse der Mutter Erde. Pflanzen und Früchte, ihm bisher völlig unbekannt, werden nun langsam zu seinen vertrauten Lebensgefährten; er spürt am eigenen Leibe, was es heißt, der Erde ihre Früchte abzuringen. Er lernt statt mit toten Zahlen mit lebendigen Menschenkräften rechnen, bekommt Achtung vor des kleinsten Bauern Arbeit und deren Wert. Er bekommt Achtung und Freude zugleich an der stillen Rechenarbeit des täglichen Haushaltsplanes der Familie, an dem er jetzt selbst mitgestaltet. Regen und Sonnenschein, sonst nur liebenswerte oder unerwünschte Erscheinungen einer fremden Macht, werden wichtig und in ihren Wirkungen berechnenswert. Ein selbstreparierter Gartenschlauch, eine dem Arm besser angepaßte Hacke, werden zu kostbaren Instrumenten. Handwerker, Arbeiter und Bauer heißt es hier zugleich sein.

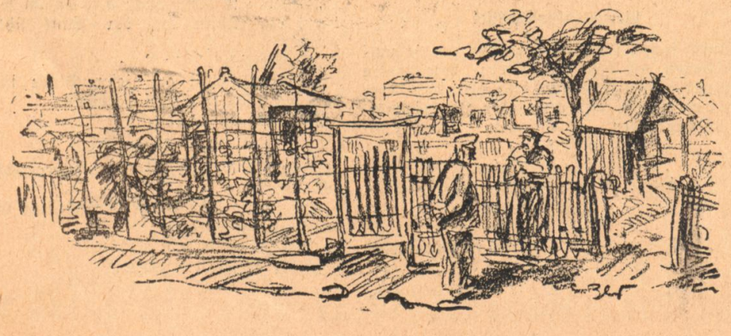
Eine große Tragik schwebt über dem Schrebergärtner. Dürren Sandboden, ein Stück abgeholzten Waldes oder eine öde, abseits der Straße liegende Grube hat er in Besitz genommen. Jahre hat es gedauert, bis er mit eigenem Schweiß die unfruchtbare Erde gedüngt und sie dahin gebracht hatte, dem Samen zum Wachstum zu verhelfen. Freundlich steht nun das Häuschen inmitten von Blumen- und Gemüsebeeten, aus dem Nichts heraus ist ein Garten entstanden, der Gewinn und Freude bringt. Die Stadt aber ist inzwischen immer näher gerückt. Was vor Jahren unwahrscheinlich schien, ist Tatsache geworden: die wachsende Stadt braucht dieses Plätzchen. Der Pachtvertrag ist gekündigt. Noch eine Ernte und dann heißt es Abschied nehmen nicht nur von einem liebgewordenen Stückchen Erde, sondern auch von einem wertvollen Besitz. Wozu all die Mühe? Aber siehe über die Mutlosigkeit siegt der Mut, über den Zorn die Liebe und nach einem letzten traurigen Blick auf „sein Gärtchen" wandert der Schrebergärtner weiter, um irgendwo auf steinigem Boden neuanzufangen, um wieder zu düngen und zu säen und eines Tages wieder zu ernten. Tragik des Schrebergartens. Aber nicht immer läßt sie sich vermeiden. Zweifellos wird der Pächter — und dies ist gerade auch bei unserer Stadt der Fall — selbst Wert darauf legen, solche Schrebergärten nicht wieder zerstören zu müssen. Vorsichtig wird er die Wahl treffen, welches Gelände wohl noch auf lange Zeit unberührt bleiben wird von dem Wachstum der Stadt. Ganz und ewig freilich wird es nie ein Versprechen geben.

Aber der Schrebergärtner liebt doch „sein" Land. Denn wieviel Freuden sind der Mühe Preis! Nach des Tages Arbeit in engen Stuben ist es eine Lust, draußen in Gottes freier Natur zu wirken, Landluft zu atmen mitten in der Stadt. Der Blick, stumpf vom vielen Aktenlesen, die Hand müde, vom mechanischen Schaffen mit totem Werkzeug, sie werden wieder lebendig, wenn sie mitwirken dürfen am lebendigen Leben selbst. Das Sprossen der kleinsten Knolle, der Duft der zartesten Blüte sind Augenblicke tiefster dankbarster Freude, denn sie enthüllen Selbstgeschaffenes! Mein



Garten, mein Haus, mein Salat. Nicht das Wieviel ist wichtig und nicht das Wievielwert, sondern das Gewordensein. Freilich, nur der echte Schrebergärtner wird die volle Süße der Stunde abendlicher Rast im eigenen kleinen Garten empfinden können, wenn rings Selbstgesätes, Selbstgehegtes wächst und blüht. Und Schrebergärtner, das ist, wie gesagt, kein Beruf und keine Liebhaberei, auch läßt es sich nicht erlernen. Schrebergärtner ist man eben oder man ist es nicht.

—z.



Das Bildnis der Madonna

Erzählung von Erich Tüllner.

In einem kleinen, mit feierlichen Vorhängen ausgeschlagenen Raume der berühmten Galerie hing ein Madonnenbild, das als Spätwerk Raffaels von Urbino galt. Lange waren die Meinungen der Sachverständigen über die Herkunft des Gemäldes geteilt gewesen, endlich aber hatte ein namhafter Gelehrter unzweideutig die Urheberschaft des großen Italieners bestimmen können. Und seit dieser Zeit war der Madonna ein Ehrenplatz eingeräumt worden.

Das Licht fiel zart und verklärend auf die satten Farben des Bildes und erhellte die reife Landschaft des Hintergrundes, daß sie traumhaft in olivene Ferne zerfloß. Vor dem klaren florentinischen Himmel standen Pinien und Agaven, und Schafe weideten zwischen den bewachsenen Ruinen eines Tempels. Groß und stolz aber ragte das dunkelsamtene, von schwarzem Haar gerahmte Antlitz Mariens aus der festlichen Umgebung.

Tag um Tag besuchte ein kleiner, schlechtgekleideter Mann die Galerie, ging ohne anzuhalten in das stille Heiligtum der Raffaelschen Madonna und ließ sich vor dem Bilde nieder. Schweigend enthüllte er eine Staffelei, richtete sie auf und begann das Bildnis zu kopieren. Und nicht eher ruhte er mit seiner Arbeit, als bis die Tore der Galerie geschlossen wurden und die Wärter ihn mit sanfter Gewalt hinausschoben.

Fern verhallten die Schritte fremder Besucher, fern ging das Leben vorüber — — hier aber saß ein Mann stumm vor dem Bild der Madonna und suchte die Farben, mit denen er dem Künstler das Geheimnis seines Werkes entreißen konnte. Betraten Menschen den Raum, so schreckte der Maler auf wie ein ertappter Dieb und ließ den Pinsel ruhen. Gingen sie wieder, so sprang er hastig von seinem Schemel, näherte sich dem Gesicht der Madonna, als wolle er es küssen, und verharrte in dieser Stellung, bis abermals ein harter Schritt ihn in die Wirklichkeit zurückrief.

An einem Sommertage war es, daß er den letzten Strich getan hatte und nun sich rückwärts wandte, um das Ganze zu überschauen. Da aber ging eine plötzliche Blässe über sein hageres, gelbes Gesicht, und als erkenne er seine Ohnmacht vor dem Größeren, nahm er den Pinsel zur Hand und zog ein schwarzes Kreuz mitten über das Mutter-Gottes-Antlitz seines Bildes.

„Verdammt!" murrte er, „wieder mißlungen — — wieder mißlungen!" Und während seine Hände zitterten und seine Augen wie im Fieber aufglühten, zerriß er die Leinwand und rief: „Stümper — — ewiger Stümper! Aber sie läßt mich nicht los — — sie hat mich behext — — und ich zwinge sie nicht — — ich kann sie nicht zwingen!"

Als er am Abend die Galerie verließ, lachten die Wärter hinter ihm her wie hinter einem Irrsinnigen.

„Da geht er", sagten sie. „Sieht aus wie ein gescholtener Schüler und wird doch morgen wiederkommen und malen und nicht aufhören zu malen. Was für ein Mensch!"

*

Eines Abends war der Maler davongegangen wie immer, klein und gebückt, und später erst wollte man sich erinnern, daß er auf der Straße sich plötzlich aufgerichtet hätte wie einer, der eine Last abwirft. Am anderen Morgen fand er den Raum der Madonna verschlossen. Und als die Wärter ihm sagten, daß in der Nacht zuvor das Bild gestohlen worden sei, öffnete er die Augen wie nach einem langen, erschöpfenden Schlafe, nickte und trottete schweigend wieder heim.

Die Nachricht vom Raub der Raffaelschen Madonna ging in wenigen Stunden rund um denv Erdball. Die Polizeistationen wurden verständigt, die Kunsthändler gewarnt, die Grenzbeamten unterrichtet. Und mancher erfuhr erst jetzt, daß es Werke von Menschenhand gibt, die nicht mit Geld aufgewogen werden können.

Als die Polizisten auch die Wohnung des Malers durchsuchten, fanden sie zwanzig Bilder der Madonna, keines aber, das dem Original nahegekommen wäre. Am folgenden Tage stand der Einsame wiederum vor der geschlossenen Tür des Madonnazimmers. Und so tat er von nun an jeden Tag und ließ sich durch niemanden von der Hoffnungslosigkeit seines Bemühens überzeugen.

Obwohl die Welt zwei Monate lang in Atem gehalten wurde, gelang es nicht, die Spur der Täter zu finden. Und wären nicht — wie viele damals behaupteten — übersinnliche Kräfte am Werke gewesen, so hätte man nie wieder etwas über das Schicksal des Bildes erfahren.

Einige Zeit nach dem Diebstahl wurde der Maler kränklich und siechte langsam und unter Schmerzen dahin. Er unterließ den Besuch der Galerie und blieb abgeschlossen von aller Welt in seinem kleinen vorstädtischen Atelier. Und eines Tages öffnete er nicht mehr, als man Einlaß verlangte.

Die Polizei wurde gerufen und brach das Türschloß auf. Den beiden Beamten, die den kärglichen Raum betraten, bot sich ein sonderbarer Anblick. Im Licht der reifen, durchsichtigen Herbstsonne stand die Madonna auf der Staffelei, schön und unberührt wie sie Jahrzehnte in der Galerie gehangen hatte. Vor ihr aber, in einen niedrigen Sessel gezwängt, als gewähre die Welt ihm keinen größeren Raum mehr, hockte der Maler schweigend und unbeweglich.

Das wächserne Gesicht des Hockenden war eingefallen, willenlos hing der Unterkiefer auf die Brust herab, groß und gläsern spiegelten die Augen das Antlitz der Madonna wider.

„Tot!" flüsterte der eine der Poltzisten, stand auf und ergriff das Bild, um es zu verhüllen. In diesem Augenblick aber sank die Leiche des Malers in sich zusammen, und die Augen schlossen sich, als sei ihr Leben eben erst erloschen.

Die Sachverständigen, die das Bild der Madonna überprüften, fanden, daß es nicht das Original sondern nur eine bis ins Letzte gelungene Kopie war. Die Madonna von Raffaels Hand wurde nicht entdeckt, und nur die vorgefundenen Spuren wiesen darauf hin, daß der Maler sie vernichtete, als er sie zum ersten Male bezwungen hatte. Wie es ihm aber möglich gewesen war, das Bild zu entwenden, und welcher geheimnisvoll wirkende Zauber ihn zum Dieb gemacht hatte, wurde niemals ganz geklärt.

Mai

Von Julius Zerzer

Hochgeballter Wolken Drängen
Ueberbaut den sanften Mai.
Ob sie stürmisch ihn verhängen,
Blickt doch Wölbung wieder frei;

Fließen doch die Helligkeiten
Ohne Rast den Berg entlang,
Und die weißen Bäume gleiten
In das Licht von Hang zu Hang.

Zwei in einem Boot

Von Jo Hanns Rösler

Bries Andergest nahm heute schneller, als er gewöhnt und als es sonst in den guten Hotels der kleinen Gebirgsseen üblich, sein Frühstück.

Ein leiser warmer Regen fiel auf die Terrasse, das Wasser des Sees hatte einen hellgrünen Schimmer, gerade das richtige Wetter für einen passionierten Angler. Schon wollte Bries Andergest aufstehen und mit einer leichten Verneigung an den ihm bekannten Hotelgästen vorüberschreiten, als eine junge Dame sich erhob.

„Wollen Sie mich nicht mitnehmen, Herr Andergest?"

„Wohin?"

„Auf den See. Ich habe mein Angelzeug schon bereit."

„Aber gern. Mit Vergnügen."

Andergest sah man keineswegs das Vergnügen an, das ihm die Begleitung der jungen Dame versprach. Er erinnerte sich unbestimmt, daß sie Ursula hieß, und daß er gestern einige Tänze mit ihr getanzt. Wohl mehr aus Zufall, da sie unweit von seinem Tisch mit ihren Eltern Platz genommen hatte, war die Bekanntschaft entstanden. Aber auch dann, wenn Ursula die Erfüllung einer Sehnsucht bedeutet hätte, liebte Bries Andergest keineswegs eine Frau als Sportkameradin. Trotzdem erklärte er höflich und mit einem verzweifelten Lächeln:

„Aber gern. Mit Vergnügen. Gehen wir."

Zwei Stunden schon saßen sie im schmalen Boot, die Angelruten hingen traurig in der Windstille und auch zwischen den beiden Menschen hatte eine Traurigkeit Platz gegriffen, die so eng verwandt ist mit der Einsamkeit des Wassers an stillen Stellen.

„Sie lieben die Fischwaid?", fragte Andergest endlich.

„Nein. Keineswegs."

„Nein?"

„Ich finde Angeln gräßlich."

„Aber —"

„Warum sehen Sie mich so erstaunt an?", sie bog sich lachend zurück, „glauben Sie, ich bin mit Ihnen auf den See gefahren, um zu angeln?"

„Gewiß. Natürlich."

Ursula strich sich eine dichte Strähne ihres Haares aus der Stirn: „Sie sind ein wundervoller Mensch, Andergest", sagte sie, „wirklich, Sie sind sehr nett, Sie gefallen mir aufrichtig. Aber von Frauen verstehen Sie nichts." Bries Andergest zog verärgert die Schnur aus dem Wasser und warf sie in einem großen Bogen wieder in den See.

„Und Sie glauben," sagte er dann, „daß ich jetzt nach Ihrer überaus liebenswürdigen Aufforderung — —?"

„Ich glaube es nicht. Aber Mama glaubt es."

„Ihre Mama?"

„Ja. Mama möchte mich gern verheiraten. Deswegen sind wir hierher gefahren. Sie gefallen Mama. Sie sind reich, wir sind arm. Ist es nicht selbstverständlich, daß mir Mama sofort ein Angelzeug kaufte, und mir befahl, mit Ihnen angeln zu gehen?"

Andergest sah erstaunt auf das Mädchen. „Ich bewundere Ihre Offenheit."

„Sie brauchen sie nicht zu bewundern. Wenn ich mit Mamas Plan einig wäre, hätte ich bestimmt geschwiegen."

„Ich danke Ihnen für diese ehrliche Antwort. Ihnen gefalle ich also nicht?" Das Mädchen machte ein ernstes Gesicht.

„Sie gefallen mir sogar sehr gut", sagte sie, „vom ersten Tage an, wo ich Sie sah. Nur glaube ich nicht daran, daß man heut ein junges Mädchen heiratet, weil man mit ihr angeln geht. Die Ansicht von Mama ist veraltet. Trotzdem hat sie alle Vorbereitungen für ihren Plan getroffen. Sehen Sie dort drüben die Bergspitze? Dort sitzt jetzt Mama und beobachtet uns. Sehen Sie dort im Schilf die kleine Hütte? Dort wartet jetzt Papa. Und wenn alles nichts nützt, soll ich punkt 12 Uhr, wenn die Glocken der kleinen Bergkirche läuten, ins Wasser fallen. Sie werden mich retten, ich werde meine Arme um Sie legen — Papa und Mama nahen um die Ecke im Boot — die ganze Situation — Sie verstehen —"

„Und warum tun Sie es nicht? Warum verraten Sie mir alles?"

Sie zögerte! „Weil ich mein Glück nicht — ich habe es mir anders vorgestellt", sie unterbrach sich, „ich bin sehr dumm — ich glaube noch an Liebe." Sie hielt den Kopf gesenkt und eine leichte Röte lief über ihre Stirn.

„Schade", sagte Andergest, „vielleicht wäre der Plan gelungen."

„Mit einer Lüge? Niemals!"

Andergest legte seinen Arm um sie und zog sie zu sich.

„Was tun Sie? Wenn uns Mama sieht — Sie wissen doch —"

Andergest küßte ihren offenen Mund.

„Mama soll glauben, daß sie recht hat?" sagte er, „ich freue mich einen ehrlichen und guten Menschen gefunden zu haben. Und wenn Sie es nicht gerade lächerlich finden, möchte ich Sie fragen, ob Sie meine Frau werden wollen."

*

Im Hotel wartete die Familie mit Ungeduld auf Ursulas Rückkehr.

Immer wieder trat die Mutter auf die Terrasse. Endlich tauchte das weiße Kleid Ursulas zwischen den Hecken auf.

Die Mutter lief ihr entgegen.

„Wir haben uns so um Dich gesorgt, Kind! Wo warst Du denn?"

„Auf dem See. Angeln mit Andergest."

„Wir hatten schon Angst, daß Dir etwas geschehen ist."

„Es ist auch etwas geschehen."

„Was?" Ursula lächelte. „Ich habe mich soeben verlobt."

Die Mutter erschrak. „Verlobt? Mit wem?" „Mit Andergest. Er ist gerade in ein Blumengeschäft gegangen, um bei Euch um meine Hand anzuhalten."

Die Mutter schüttelte ungläubig den Kopf: „Aber Ihr kennt Euch doch erst seit gestern. Wie ist denn das alles so schnell gekommen?"

Ursula strahlte: „Ich habe ihm eine kleine Geschichte erzählt, die ihm gefallen hat."

Pfingstfest im Walde

Von Wolfgang Federau

Die Stadt versinkt. Und um dich steht der Wald,
durch den des Frühlings duft'ge Wellen zieh'n.
Die Bäume waren lange ernst und alt —
Jetzt sind sie wieder heiter, jung und grün.

Der Wald steht schweigend, doch er ist nicht stumm.
Er spricht zu dir. Wendet, mit sanftem Rauschen,
die grünen Blätter seines Lebens um;
er nickt dir zu und zwingt dich, ihm zu lauschen.

Dem grauen Alltag bist du nun entrückt.
den kleinen Sorgen um die kleinen Dinge.
Ruhend im Moos, betrachtest du beglückt
der Käfer Spiel, den Tanz der Schmetterlinge.

Aus ferner Kirche kommt ein Glockenklang,
der überm grünen Laubdach sanft verweht.
Du spürst mit einem Schauer süß und bang,
wie Gottes Atem durch die Stille geht.

Du ahnst, wen alles Sein und Leben,
wen Baum und Tier und Blüte preist
In Waldesstille, Waldesweben
rührt Er dich an. Er: Schöpfer Geist! . . .

Göttin Freja, die um die Pfingstzeit ihre Hochzeit mit dem Gotte Wodan feierte.

Pfingstmaien, also in Norddeutschland meist Birkenzweige, in Bayern dagegen Tannen, dienen in fast allen Gegenden Deutschlands zum Festschmuck der Bauernstuben und der Hauseingänge. Um so verwunderlicher ist es, daß es Gegenden gibt, wo man diesen Brauch nicht kennt. Im Lumdatale in Hessen gibt es nur den einen Ort Treis a. d. Lumda (bei Gießen), wo man Birkenmaien kennt. Der ist aber auch erst 1866 zum Großherzogtum Hessen gekommen. Bis dahin war das Dorf kurhessisch!

Der eigenartigste von allen Pfingstbräuchen, und wahrscheinlich der älteste aber ist der Pfingstumzug, der in Halle a. S. mit einem Strohmann, ebenso wie in der Altmark, wo man denselben auf eine Kuh setzt, vorgenommen wird. In Rappoltshausen aber sammeln die Burschen in den Häusern das „Wolfsgeld" mit den Worten:

„Hier sind die Pfingstknecht,
Sie fordern ihr Pfingstrecht!"

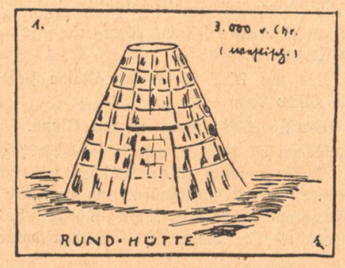
Im hinteren Taunus nennt man den Maimann oder Maikönig „das Laubmännchen" und sein Tag ist erst der Pfingstdienstag. Dort aber wird der Laubmännchentag im „Pfingsthäuschen" gefeiert.

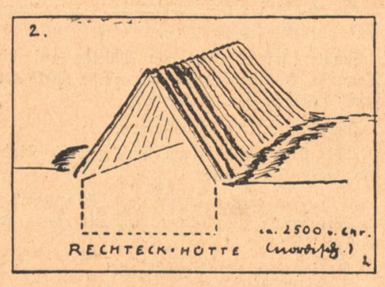
Schon Wochen vor Pfingsten beginnt die Dorfjugend dort aus Stangen ein umfangreiches Bauwerk aufzuführen, das so groß sein muß, daß jeder Junge und jedes Mädchen einen Platz darin findet. Pfingstsamstag werden alle Stangen mit Laub umflochten, ein dichtes Blätterdach aufgelegt, und die Schulmädchen bringen jedes einen Kranz aus Blumen zur Ausschmückung, wobei jedes den schönsten haben will. Neben dem Pfingsthäuschen wird der Pfingstbaum aufgestellt. Im Elsaß feierte man früher, besonders in Eckwersheim, den Pfingstritt, der mit einem Stechen der berittenen Burschen nach dem Pfingstkranz endete. Dort war der Sieger der „Pfingstkönig" und der am schlechtesten abschnitt, wurde spöttisch der „Pfingstjunge" genannt.

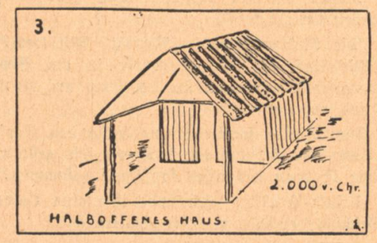
Wohin wir schauen in Deutschland, überall finden wir am Pfingsttage Erinnerungen an Frejas und Wotans Brautfest. Da ist der Brautstrauß, der Hochzeitssaal, da ist sogar das ritterliche Brautstechen noch zu finden, wenn wir nur recht groß die Augen aufmachen, und das, was wir noch zu beobachten vermögen, in den rechten Zusammenhang bringen. Spärlich sind die Reste manchen uralten Brauchtums bei uns geworden, es bedarf langen und sorgfältigen Suchens, bis man das noch Erhaltene aus vielerlei Orten und Gegenden gesammelt hat. Manche Wanderung und manche Erkundigung war notwendig, um das Berichtete zu sammeln. Jetzt aber, wo man in unserem Vaterlande darangeht, sich der Dinge von ehemals wieder zu freuen, mag diese Ausbeute manchem Leser Ansporn werden, mitzuhelfen, daß die Dinge nicht in Vergessenheit geraten. Wer immer solche Reste alten deutschen Brauchtums findet, der zeichne sie auf und sende sie an das „Museum für deutsche Volkskunde", Berlin, Klosterstraße. Auch wenn er nicht immer gleich Antwort erhält, darf er überzeugt sein, der Deutschtumsforschung einen wichtigen Dienst geleistet zu haben!

Vom Rundhaus zum Bauernhaus

Nach den Ausgrabungen und Funden aus prähistorischer Zeit in Mitteleuropa und dem Gebiete des heutigen Deutschland konnte festgestellt werden, daß erstmals in der jüngeren Steinzeit die in diesem Raume wohnenden Menschen dazu übergingen, sich von den naturgegebenen Unterkunfts- und Behausungsmöglichkeiten (Höhlen), durch die sie immer an eine bestimmte Gegend gebunden waren, freizumachen. Durch die Erfindung, das von der Natur zur Verfügung gestellte Material (Holz, Steine) zum Bau von Behausungen zu verwenden, wurden sie in die Lage versetzt, ihren Wohnsitz an Plätzen mit der für sie günstigsten Lebensmöglichkeit, also in Gegenden, die sich besonders zum Ackerbau eigneten, aufzuschlagen. Es bilden sich dann allmählich zwei Grundformen des Hausbaues heraus, die in ihren Grundzügen, die letztere vor allen Dingen, bis auf den heutigen Tag auch in unseren Bauernhäusern noch wiederzuerkennen sind. Durch den westlichen sog. Mittelmeer-Kulturkreis, dessen Einfluß von West- und Südeuropa weit in das Gebiet des heutigen Süddeutschland reichte (das bekanntlich erst in geschichtlicher Zeit von Germanen besiedelt wurde), findet hier ungefähr zu Beginn der jüngeren Steinzeit (3—2000 v. Chr.) der Bau







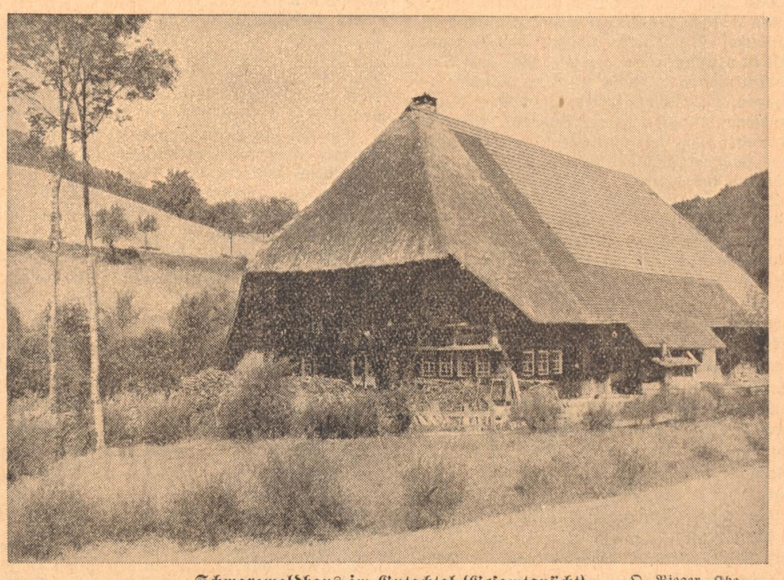
von Rundhütten Eingang. Entsprechend dem Steinreichtum Mittel- und Westeuropas sind sie aus Steinen gebaut oder besser gesagt, aufgeschichtet. Ihre Form ist kuppel- und kegelartig, meistens über einer Vertiefung oder Grube aufgerichtet. (Siehe Abb. 1.) Heute noch bauen Holzfäller und Köhler unbewußt in Anlehnung an die Rundhütte dergestalt ihre Hütten, wie sie wohl schon mancher von uns auf seinen Ferienwanderungen angetroffen haben wird. Die Urheimat der Germanen dagegen, also die Grenzgebiete der Ostsee und Skandinavien, ist die Geburtsstätte des zweiten Haustypes, des nordisch-germanischen Hauses. Der natürliche Waldreichtum dieses Gebietes liefert dazu das Baumaterial. Wohl nicht zuletzt wird eben das Holz mit seiner Länge ausschlaggebend für den Grundriß des nordisch-germanischen Hauses, der im Gegensatz zur Rundhütte rechteckig ist. Die ältere, erste Art des rechteckigen Hauses ist überaus einfach, sie besteht aus einer Anzahl Balken, die gegeneinander gelehnt sind und dicht zusammenstehen über einer rechteckig ausgehobenen Grube. (Siehe Abb. 2.) Zur Abdichtung gegen Regen wurden Lagen von Erde, Schilf, Moos, Stroh u. a. verwandt. Sehr bald jedoch entwickelt sich aus dieser primitiven Rechteck-Hütte das eigentliche nordisch-germanische Haus, mit geraden Wänden und einem Giebeldach. Es birgt zwei Räume, die anfangs offene, bald jedoch schon geschlossene Vorhalle und den Herdraum mit der Feuerstelle. (Siehe Abb. 3.)

In allen Ländern, die von dem nordischen Kulturkreis berührt wurden, finden wir heute noch, nach nahezu vier Jahrtausenden, diese seine Visitenkarte; die germanischen Völker, deren ewige Wanderungen aus ihrer Heimat nach Osten, Süden und Westen mit der ums Jahr 2000 v. Chr. beginnenden zunehmenden Erkaltung des Nordlandes einsetzen, haben das nordisch-germanische Haus in die von ihnen eroberten und besiedelten Gebiete mitgenommen. Genau so wie die Pfahlbaukultur der jüngsten Steinzeit diese Hausform zeigt (Pfahlbaudorf bei Unter-Uhldingen a. B.!), ist beispielsweise in Griechenland, also in südöstlicher Ausstrahlung des nordischen Kulturkreises, in dem Megaron, dem Hauptteil des altgriechischen Hofes, oder den griechischen Tempeln ebenso die Grundform des nordisch-germanischen Hauses wiederzuerkennen. In Skandinavien hat sich das nordisch-germanische Haus bis auf den heutigen Tag sozusagen in Reinkultur in dem skandinavischen Bauern- und Landhaus erhalten. (Vergl. hierbei auch das Landhaus des preußischen Ministerpräsidenten Göring „Karinhall", dessen Name „hall" schon die Verbundenheit mit dem nordisch-germanischen Haus, der Vorhalle, aufzeigt.) Aber auch im Hause des deutschen Bauern hat sich die Grundform des nordisch-germanischen Hauses erhalten, aus der sich dann im Laufe der Jahrhunderte die drei hauptsächlichen Formen des deutschen Bauernhauses mit ihren Mischungen und Abarten entwickelt haben:

1. Im Norden und Westen das Niedersachsenhaus und seine Abart, das Friesenhaus,
2. darunter quer durch Deutschland in einem breiten Gürtel vom Rheine bis nach Ostpreußen das mitteldeutsche oder fränkische Gehöft,
3. daran anschließend im Süden das alemannisch-bajuwarische Haus.

Der Charakter der Landschaft, die Struktur des Bodens und seine dadurch gegebene Bewirtschaftung, schreiben dem Hausbau die Bedingungen vor, die er zu erfüllen hat, um bis ins Kleinste zweckmäßig zu sein. Dementsprechend konnte sich der große Gebäudekomplex des mitteldeutschen Gehöfts auch nur in Gegenden mit vorwiegendem Ackerbau entwickeln, denn große Ernten verlangen auch große Unterbringungsmöglichkeiten.

Hierdurch ist die Gliederung des mitteldeutschen Gehöftes von selbst gegeben. Das gleiche gilt für den niedersächsischen und alemannisch-bajuwarischen Hausbau. West- und Norddeutschland sind ebenso wie der gebirgige Süden unseres Vaterlandes (Bayern, Schwarzwald) Landstriche mit ausgedehnter Weide- und Viehwirtschaft. Um das Vieh während der unwirtlichen Wintermonate auch bei Schnee und Eis bestens erreichen und versorgen zu können, sind bei diesen beiden Haustypen Wohnraum, Stall und Scheune unter einem Dache vereinigt. Das Niedersachsenhaus entwickelt sich aus dem viereckigen Dachhaus ohne Wände, so wie es die Schafställe der Heide beispielsweise zeigen. Dabei wird der Raum unter den Dachtraufen zu „Kübbungen" (Stallungen) ausgebaut. In seiner anspruchslosen Lebenshaltung begnügt sich der Niedersachse mit dem Querteil der Rückwand als Wohnstätte und richtet sich hier das „Flett" zu Wohn- und Schlafraum mit den eigentümlicheren, in die Wand eingelassenen „Schlafbutzen" ein. Der große Raum unter dem hohen Dach gibt Tenne und Scheune ab. Das mitteldeutsche Gehöft bedingt dagegen schon einmal aus den obengesagten Gründen mehrere einzelne Gebäulichkeiten. Während noch der Germane als erster Siedler und demzufolge im Besitze großer Ländereien verschwenderisch mit dem Bauplatz umgeht und daher regellos und platzverschwenderisch den sogenannten Haufenhof baut, muß sein Nachfahre, der Franke, mit der zunehmenden dichteren Besiedlung den vorhandenen Bauplatz besser ausnutzen und legt sein Gehöft in U-Form an, aus der man unschwer den nachwirkenden Einfluß des westischen Kulturkreises mit seinen Randbauten noch herauslesen kann. Die unteren Abbildungen zeigen Grund- und Aufriß des uns wohlbekannten alemannischen Schwarzwaldhauses, im wesentlichen durchaus entsprechend dem des bajuvarischen Hauses. Während wir jedoch hier ein hohes Strohdach vorfinden, das am hinteren Ende bei der Einfahrt beinahe bis auf den Boden hinabreicht, weist das bajuvarische Haus (auch das Haus des Führers!) ein flaches, meist mit Steinen beschwertes Schindeldach auf. Die Annahme dürfte wohl gerechtfertigt sein, daß das in seinem Ursprung nicht germanische Flachdach durch die mannigfaltigen Beziehungen dieses Landes zum Süden mit der Zeit von diesen übernommen wurde. Beiden Typen gemeinsam jedoch ist die um das Haus laufende Holzgalerie.



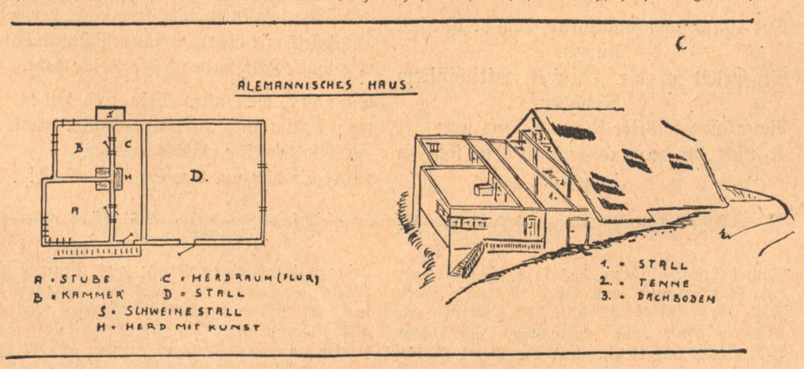
Schwarzwaldhaus im Gutachtal (Gesamtansicht) O. Rieger, Khe.
Aufnahme aus der Bildsammlung des Badischen Verkehrsverbandes.

Dr. W. Burger Khe.
Schwarzwaldhaus auf der Weißtannenhöhe — Blick auf den Tenneneingang

Ein besonderes Kapitel in der Geschichte unseres einheimischen Bauernhauses beansprucht die Entwicklung und der Ausbau seiner Wohnräume, die wir hier jedoch nur kurz streifen können. Wie wir oben beim rechteckigen Haus der jungen Steinzeit sahen, wurde aus der alten Vorhalle der Küchen- und Wirtschaftsraum, aus dem Hinterraum der Wohnraum.

Mit dem zunehmenden Wohnbedürfnis folgt eine weitere Unterteilung der Räumlichkeiten: die ursprüngliche Küche wird durch eine Wand in den Flur (Ern) und die eigentliche Küche, desgleichen der Wohnraum in die heizbare Stube und die nichtheizbare Kammer aufgeteilt. In dem dichter besiedelten Süden nimmt diese Entwicklung ihren Anfang, erst viel später dringt sie auch mit dem Wachsen des Verkehrs bis zum Norden durch. Jedoch gibt es auch heute noch in Gegenden des Frankenlandes und im Schwarzwald vereinzelt noch derartige einfache Häuser nur mit Küche und Kammer, mit Eingang durch die Küche.

Mit großer Liebe und tieferem künstlerischem Empfinden schmückt und ziert der Bauer die Wände seines Hauses; der Franke bevorzugt reichen Fachwerkbau, während der Alemanne die lange Winterszeit mit der Anfertigung kunstvoller Holzschnitzereien für seinen Hof ausfüllt. Die Eigenart des Niedersachsen sucht ihren Ausdruck in den abwechslungsreichen Ausmusterungen der Flächen zwischen dem Fachwerk mittels Backstein- und Kratzmustern. Ein echtes oberbayerisches Bauernhaus ohne die herrlich barockartig ausgemalten Putzflächen ist für uns kaum denkbar! — Diese kurzen Ausführungen mögen für den Freund unserer Natur und Heimat ein Wegweiser auf seinen Wanderungen durch das deutsche Land sein, denn zum tiefsten Verständnis der Bodenständigkeit unseres Bauern ist nicht zuletzt auch die Art, wie er sich sein Haus baut, der Schlüssel. Es ist überdies äußerst reizvoll, einmal selbst das Bauernhaus nach seiner Zugehörigkeit zu einer der genannten Arten festzustellen bzw. den in ihm verborgenen Urformen nachzuspüren. Ob es sich dann als reines alemannisches oder aber auch in seinen Formen die zweckmäßige Verschmelzung anderer Arten zu erkennen gibt, immer wird das deutsche Bauernhaus stolz seine Ahnentafel vorweisen können: Das Haus des Germanen!



Text und Zeichnungen: W. Engerth, Karlsruhe